

**„Die Studierten drücken jetzt einander tot,
wenn ich so sagen darf“.**

**Einige Anmerkungen zu Universitätsreform und Gelehrsamkeits-
kritik seit der Aufklärung**

1 Einleitung

Seitdem in den 60er Jahren die deutsche Bildungskatastrophe beschrieben wurde (Picht 1964), besteht eines der wiederkehrenden Motive konstant in der Klage einerseits über eine zu große, andererseits über eine zu geringe Zahl an Studierenden: Es gebe, heißt es, zu wenige Studierende, die aus den unteren sozialen, den sogenannten „bildungsfernen“ Schichten kommen; zu wenige Studierende im internationalen Vergleich; zu wenige Studierende vor allem, aus volkswirtschaftlicher Sicht, in bestimmten naturwissenschaftlichen und technikorientierten Fächern. Zu viele Studierende hingegen findet man in den sogenannten Massenfächern an den Massenuniversitäten, vor allem in Zeiten der Kürzung öffentlicher Mittel; zu viele Studierende, vor allem in den Geistes- und Sozialwissenschaften, die ohne Studienabschluss die Universitäten verlassen; zu viele – aus Sicht vieler Hochschullehrer – nicht (mehr?) hinreichend auf das Hochschulstudium vorbereitete Studierende, die mit ungenauen und unzutreffenden Vorstellungen ihr Studium aufnehmen und es dann, wenn überhaupt, lustlos und demotiviert zu Ende führen und dazu obendrein viel zu lange brauchen.

Angesichts dessen ist es nicht ganz leicht für Hochschullehrer, die in einem „Massenfach“ wie der Germanistik forschen und lehren, einen hochschulpolitischen Standpunkt zu finden, von dem aus sich die eigenen akademischen Ansprüche mit aktuellen Forderungen wie etwa der nach einer weiteren Erhöhung der Studierendenquote in Einklang bringen lassen. So ist es aus Sicht der Hochschulen zwar begrüßenswert, wenn die Politiker sich mehr Studierende wünschen, nicht zuletzt deshalb, weil die Hochschulen aufgrund dieses Desiderats darauf hoffen dürfen, die eigene Position zu stärken (wobei allerdings anzumerken ist, dass bei der Erhöhung der Studierendenquote wohl kaum jemand an einen weiteren Zuwachs der Studierendenzahlen in den Geisteswissenschaften denkt). Doch gilt die parallel erhobene Forderung, die Hochschulen müssten sich der Gesellschaft gegenüber stärker als bisher verantworten und Rechen-

schaft über ihr Tun ablegen, aus Sicht der Hochschulen, insbesondere aber wiederum der Geisteswissenschaften, als äußerst problematisch und führt meist zu Kritik an dem Kriterium der Verwertbarkeit wissenschaftlicher Erkenntnis, vor allem, wenn es bei der Zuweisung von Mitteln ins Spiel gebracht wird. Auch wenn die meisten Hochschullehrer eine Verkürzung der durchschnittlichen Studiendauer und eine Reduktion des Anteils der Studienabbrecher für notwendig oder doch zumindest für wünschenswert halten, sehen sie gleichwohl die flächendeckende Einführung straff strukturierter Studiengänge eher als ungeeignetes Mittel und befürchten im Gegenteil einen weiteren Bildungsverfall, zunehmende Verschulung, Billig- und Schmalspurbildung für die „Massen“. Angesichts des anscheinend nunmehr dauerhaften Problems der massenhaften Arbeitslosigkeit fällt es trotz bester Argumente gegen eine zu starke Annäherung der Universitäten an die Fachhochschulen dennoch zunehmend schwer, den Wunsch vieler Studierender nach Studiengängen, die besser und zügiger auch auf zukünftige Berufstätigkeiten vorbereiten, mit dem Hinweis darauf zu entwerten, das Ziel der geisteswissenschaftlichen Fakultät einer Universität sei umfassende „Bildung“ und nicht lediglich zweckgerichtete „Ausbildung“.

Kurz: Es scheint in höchstem Grade schwierig zu sein, angesichts der gegenwärtigen Bildungsmisere nicht in eine vorwiegend kulturkritische und rückwärtsgewandte Haltung zu verfallen, nur mehr Traditionen und das Vertraute gegen die bevorstehenden Reformen ins Spiel zu bringen, sondern eine Position zu finden, die zwar grundsätzlich kritisch und gegenüber einer bloßen ökonomischen Instrumentalisierung der Hochschulen zumindest skeptisch bleibt, dabei aber an gegenwärtigen gesellschaftlichen Entwicklungen und an der Zukunft orientiert ist.

Bekanntlich sind nun allerdings die Debatten darum, wie wohl die bestmögliche Organisationsform einer Universität beschaffen sein mag, nicht neu, sondern gehören vielmehr als integraler Bestandteil zur Geschichte der Institution. Im Folgenden will ich flüchtig einige der auch für die gegenwärtige Debatte wichtigen Stationen in der Geschichte der deutschen Hochschulreformen skizzieren, um im Anschluss daran einen genaueren Blick auf Positionen der Hochschulkritik aus den Jahren 1775 und 1966 zu werfen.

Gegen Ende des 18. bzw. zu Beginn des 19. Jahrhunderts, gleichsam als institutioneller Niederschlag am Ende des Prozesses der Aufklärung, werden als Reaktion auf den zuvor als äußerst unbefriedigend empfundenen, weil veralteten Lehrbetrieb an den deutschen Hochschulen die Reformuniversitäten in Halle, Göttingen und schließlich Berlin gegründet.¹ Der Zuschnitt dieser Institutionen

¹ Hierzu Boockmann 1999, 165ff.

hat fast 200 Jahre lang die Vorstellungen von einer modernen Universität geprägt, und zwar weit über Deutschland hinaus, und prägt – zumindest in den Geisteswissenschaften – noch heute das Bild von der Universität.

Breite Risse zeigen sich in diesem über etwa anderthalb Jahrhunderte hinweg erfolgreichen deutschen Modell der Universität (und mit ihm gleich auch in der deutschen Vorstellung von *Bildung* überhaupt) spätestens nach den Jahren nationalsozialistischer Herrschaft, denn die deutsche Universität mit ihrer Vorstellung von der „Einheit von Forschung und Lehre“ und dem Bild von dem in „Einsamkeit und Freiheit“ seiner wissenschaftlichen Arbeit nachgehenden Forscher hatte der nationalsozialistischen Ideologie erstaunlicherweise wenig entgegenzusetzen; ja, große Teile der Professorenschaft wie der Studierenden nahmen das ideologische Angebot der Nationalsozialisten bereitwillig an.

1964 beschrieb Georg Picht die „deutsche Bildungskatastrophe“ und forderte eine grundsätzliche Neuorientierung: Chancengleichheit, Öffnung der höheren Bildungseinrichtungen auch für benachteiligte Bevölkerungsgruppen sowie eine Erhöhung der Abiturienten- und Studierendenquote. 40 Jahre später, nach dem „PISA-Schock“, wirken seine Analysen und Forderungen erschreckend aktuell.

In den späten 60er Jahren, zu einem Zeitpunkt mithin, als die deutschen Hochschulen im Zuge der Behebung des Bildungsnotstands allmählich zu Massenuniversitäten² geworden waren, ging aus Debatten um Reform der Studiengänge und Studieninhalte und aus Forderungen nach einer Verbesserung der Studienbedingungen die schließlich weitaus umfassendere Ziele ins Auge nehmende Studentenrevolte hervor.

1775

Die Aufklärung machte sich an den deutschen Universitäten mit Verzögerung bemerkbar und konnte sich „erst nach langwierigen [...] Kämpfen Eingang in die Universitäten verschaffen“ (Flaschendräger 1981, 58). Die Reformuniversitäten Göttingen und Halle stellten im 18. Jahrhundert zwar

„den modernen zukunftsweisenden deutschen Universitätstyp dar, für den mit der steigenden Bedeutung von Mathematik, Medizin und Naturwissenschaften eine zunehmende Einbeziehung der Forschung charakteristisch wurde“. (Hödl 1994, 181)

² Im Wintersemester 1965/66 waren an den deutschen Universitäten (nicht Fachhochschulen) 206.275 Studierende eingeschrieben. Zum Vergleich: Im Jahr 1830 waren es 15.838, im Wintersemester 1980/81 586.452 (Ellwein 1985, 340).

Doch die Mehrzahl der deutschen Universitäten sah nach wie vor „als bloße Lehranstalten mit ‘höheren Schulklassen’ ihre Hauptaufgabe [...] darin, lediglich gesichertes oder als gesichert angesehenes Wissen weiterzugeben, ohne selbst eigenständig forschend tätig zu sein.“ (Hödl 1994, 181). Der wissenschaftliche Fortschritt ging in erster Linie von Akademien, gelehrten Gesellschaften und Salons aus, nicht von den Universitäten (Hödl 1994, 109). Vorlesungen an den Universitäten bestanden zumeist darin, dass die Dozenten den Lehrstoff mehr oder minder unkritisch aus Lehrbüchern vortrugen, bei denen es sich um „dickleibige, von unschöpferisch zusammengetragenen Fakten angefüllte Folianten“ handelte, „die als Lehrbücher oft auch wenig didaktische Bemühungen erkennen ließen“ (Flaschendräger 1981, 61). Nicht zuletzt auch diese Methoden der Wissensvermittlung führten zur satirischen Verspottung der bloßen Buchgelehrsamkeit und der Pedanterie³ einerseits und zu Darstellungen des Studentenlebens als wenig anspruchsvoll und intellektuell enttäuschend andererseits, wie es in dem folgenden Beispiel eines auf sein – etwa gegen Ende des 18. Jahrhunderts absolviertes – Studium der Philologie zurückblickenden Lehrers zum Ausdruck kommt:

„Von einem eigentlich wissenschaftlichen Leben konnte damals unter den [...] Studenten wohl kaum die Rede sein. Dies bedeutet: Eine selbständige, planmäßige Art zu studieren, mit eigenem Denken und Anwendung gelehrter Werke und Bücher. Dazu hatten wohl keine, oder sehr wenige, gehörige Vorkenntnisse [...] Merkwürdig ist mir besonders ein Umstand gewesen. Man sollte glauben eine Zahl von Jünglingen, alle vorgebildet durch die Schule, hätten in ihren Unterhaltungen viel Stoff der bessern Art gehabt [...] Aber [...] Die fade, gehaltloseste, unfruchtbarste Conversation ist die gewöhnliche Studentenconversation. [...] In keinem Fach liefert wohl die jetzige Zeit einen grelleren Abstich gegen die damalige, als in der Behandlung der Philologie auf der Academie. Wir hatten keine Idee davon bei uns [...]. Auf ein bischen Linguistik

³ „Eine der literarischen Epochen, in denen sich schriftstellerischer Witz zur satirisch-ironischen Darstellung der Gelehrtenzunft verdichtete, ist das Zeitalter der Aufklärung, und dies nicht von ungefähr, da sie mit allerlei Wissenschaftstraditionen und Vorurteilen brach, die dem gesunden Menschenverstand nicht entsprachen. [...] Die Gelehrtensatire [...] repräsentiert den Umschlag zwischen dem traditionellen Verständnis des gesellschaftlich autarken Gelehrten und der moderneren Auffassung des ins Bürgertum integrierten Wissenschaftlers, dessen Forschen und Lehren sozialen Zwecken dienen sollte. [...] Die Kritik nutzloser Gelehrter macht sich mit Vorliebe an ihrer Ungeselligkeit, ihrer Weltfremdheit und ewigen Stubenhockerei fest.“ (Grimm 1981, 1f.) Karikiert wird unter anderem die Beschäftigung der Wissenschaftler mit abseitigen und ganz irrelevanten Fragen. So etwa Lessing in seiner Komödie *Der junge Gelehrte*, in der Damis, der junge Gelehrte, zu beweisen trachtet, dass Kleopatra sich „die Schlangen an den Arm, und nicht an die Brust, gesetzt hat“ (Lessing 1994/1747, 47). Ausführlicher zur Gelehrtensatire: Košenina 2003.

lief Alles hinaus, und damit trat man dreist ins Schulamt ein.“ (Schumacher 1983 [1841], 175ff., zit. nach Ellwein 1985, 99, 101, 107)

Doch findet man im Jahrhundert der Aufklärung nicht nur Kritik an den Studieninhalten, dem intellektuellen Niveau, der trockenen Buchgelehrsamkeit und Pedanterie sowie den Lehrmethoden an den Universitäten; vielmehr wird erstaunlicherweise bereits im Jahr 1775, als an den deutschen Universitäten vermutlich weniger als 10.000 Studenten eingeschrieben waren,⁴ in einem Text von Albrecht Friedrich Gustav Rautenberg die viel zu große Anzahl der Studierenden beklagt. Der Autor konstatiert, es gebe mehr Studierende, „als der Staat braucht“ (Rautenberg 1775, 126), woraus folge, dass diejenigen, die nicht gebraucht werden, entweder „nutzlose Mitglieder“ des Staates würden oder aber Arbeitsstellen annehmen müssten, für die sie überqualifiziert seien (ebd., 126f.). Weitaus nützlicher als die „Gelehrten“, wenn diese auch zweifellos dem Staat „zur Zierde“ gereichten (ebd., 128), seien Handwerker und Techniker. Als Hauptargument gegen das massenhaft absolvierte Hochschulstudium jedoch führt Rautenberg das beschwerliche und ärmliche Leben des Gelehrten ins Feld, der seine Jugend in der Studierstube verbringt:

„Nachdem er endlich seine besten Jahre, ohne sie zu geniessen, hingebracht hat, muss er es sich für ein Glück schätzen, wenn ihm eine Stelle zum Theil wird, die ihn bei überhäufte Arbeit nothdürftig unterhält [...]. Seine Gesundheit müßte sehr dauerhaft gewesen seyn, wenn sie nicht durch vieles Sitzen und Nachtwachen [...] sehr geschwächt wäre. In diesen Umständen tritt er eine Bedienung⁵ an, und muß bey einem ohnedem schon kränklichen Körper beständig fortfahren, eine stillsitzende Lebensart zu führen, wodurch er sich täglich mehr schadet.“ (Ebd., 131)

Diese Beschwerlichkeiten, diese Plackerei aber haben wiederum ihren Hauptgrund in der Konkurrenz unter den allzu zahlreichen Gelehrten, die um allzu wenige Stellen kämpfen. Als mögliches Mittel gegen die Akademikerschwemme bringt der Autor Aufnahmeprüfungen an den Universitäten ins Spiel:

„im Reiche der Wissenschaften sind einige wenige glückliche Genies wichtiger als hundert tausend handwerksmäßige Gelehrte. Vielleicht könnte sogar die Verminde-

⁴ Im Jahr 1795 gab es – bei einer Einwohnerzahl von 19,5 Millionen – etwa 6000 Studenten (Hödl 1994, 129).

⁵ D.h.: Dienst, Amt, Stelle. Vgl. Stichwort: Bedienung, in: Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm, <<http://germazope.uni-trier.de/Projects/WBB/woerterbuecher/dwb/wbgui?lemid=GA00001>> 17.03.2005, 20.16 Uhr.

rung dieser Anzahl den Wissenschaftlern vortheilhaft seyn. Die Studirten drücken jetzt einander todt, wenn ich so sagen darf. Bloss die Menge ist Schuld daran, daß viele ihre besten Jahre im Bedruck zubringen [...]. Es haben schon verschiedene vor mir darauf gedacht, ob es nicht gut seyn würde, wenn die Genies junger Leute, ehe sie die Academie besuchten, von einigen dazu bestellten Männern geprüft und die ungeschickten abgewiesen würden.“ (Ebd., 135)

Doch letzten Endes ist dem Autor das Mittel des mündlichen Aufnahmegesprächs zu unsicher, und er meint, dass in Zukunft verstärkt Anstrengungen unternommen werden sollten, um den jungen Leuten Anreize zum Erlernen eines Handwerks zu geben und so die „Ungeschickten“ vom Studium fernzuhalten.

1966

Beinahe zwei Jahrhunderte nach Rautenbergs Schrift erscheint ein Text, dem es ebenfalls darum geht, die „Ungeschickten“ oder „Ungeeigneten“ von den Universitäten fernzuhalten, allerdings nicht aus Sorge über das Unglück oder die berufliche Zukunft dieser jungen Gelehrten, sondern vielmehr aus Sorge um die „Reinheit“ des Faches. Der Umstand, dass die Germanistik ein „Massenfach“ geworden ist, gibt dem Autor zu der Befürchtung Anlass, dass – zumal vor dem Hintergrund erleichterter Hochschulzugangsbedingungen – mehr und mehr „Ungeeignete“ in die germanistischen Institute dräng[t]en.⁶

„Sollte die Kultusbehörde der Forderung jener Bildungstechniker Gehör schenken, die Lateinkenntnisse [...] als Zulassungsvoraussetzung des Germanistikstudiums für entbehrlich halten, so wird diese Bequemlichkeit einen Kataklysmos auslösen, der das Fach mit Ungeeigneten überschwemmen und seine traditionellen Aufgaben bis zur Unkenntlichkeit entstellen wird.“ (Gruenter in Heimendahl 1966, 51)

Doch selbst das Große Latinum als Mittel der Zugangsbeschränkung hat die Entwicklung der Germanistik zum Massenfach offenbar nicht aufhalten können; diese Entwicklung hat vielmehr einige ihrer Ursachen auch in dem Image des Faches:

„Germanistik gilt als ausgesprochen leichtes Fach. Der deutschen Sprache fühlt sich jeder germanistische Adept fähig. Die deutsche Dichtungsgeschichte erledigt man

⁶ Beitrag von Dr. Rainer Gruenter, Mannheim, Literaturwissenschaft. In: Heimendahl 1966, 45–57.

gleichsam wie ein Bildungspensum, das zu den gehobenen Formen geistiger Erholung und Erbauung gehört. Selbst die drastische Belehrung vom Gegenteil, die der leichtfertige Studiosus der Germanistik schon im ersten Semester in den propädeutischen Seminaren erhält, kann nichts dagegen tun, daß die Abiturienten unbeirrt die germanistischen Universitätsseminare überfluten.“ (Ebd., 53)

Für diesen Autor geht es mithin darum, die „Flut“ einzudämmen, um das Fach zu retten, da die Wandlung zum Massenfach offenbar den eigentlichen Charakter der Germanistik verwässern und bis zur Unkenntlichkeit entstellen könnte. Einfach die Zahl der Hochschullehrer und wissenschaftlichen Assistenten zu erhöhen sei kein geeignetes Mittel, um der Studentenzahlen Herr zu werden, denn, so Gruenter, die deutsche Universität sei „auf das Prinzip der kleinen Zahl gegründet“, „der kleinen Zahl der Lehrenden und der Lernenden“ (ebd.). Die Frage stelle sich also, wie das „wuchernde Wachstum“ eines „in solchem Umfange unglaublichen Interesses an der deutschen Dichtungs- und Sprachwissenschaft“ einzudämmen sei, damit wiederum „gesunde Studienverhältnisse“ einkehren könnten (ebd.). Da das Lehrangebot mit für die Studentenflut verantwortlich sei, müsse hier angesetzt werden, um die Fülle zu begrenzen:

„Wenn man die Vorlesungsangebote prüfen würde, [...] so müßte man eine unbehagliche Einschrumpfung auf sogenannte ‘interessante’ Themen feststellen, die des Zulaufs derjenigen, die leichte geistige Kost lieben, [...] sicher sind. Die Literatur des 20. Jahrhunderts nimmt einen bedenklich großen Raum ein [...]. Der Student kennt nur noch einige Inseln und Halbinseln, kaum einen Kontinent seines Fachgebietes. [...] Was nun die Scharen germanistischer Eintagsfliegen mit einem Schlage aus den Hörsälen vertreiben würde, wäre das Angebot harter historischer Kost [...]. Eine strenge Regulation der stofflichen Information über das Gesamtgebiet der Germanistik, ein heilsames Aussparen moderner und modischer Themen würde hier mehr bessern als der gequälte, aber doch nach dem begehrten Lehrerfolg schielende Dozent sich träumen läßt. [...] Die völlig natürliche Beschwerde gehört zu den Auslesefaktoren.“ (Ebd., 55f.)

Man sieht: Von einem Standpunkt aus, dem es um den Erhalt der Tradition, der Einheit des Faches und eine ganz bestimmte Auffassung von Bildung und Qualität zu tun ist, argumentiert es sich leichter mit einem elitären und traditionellen Bildungsbegriff. Dem Konservativen im traditionellen Sinne fällt es nicht schwer, eine Rückkehr zu früheren, vermeintlich besseren Zuständen zu fordern bzw. auf Erhalt des (vermeintlich?) Bewährten zu drängen. Allerdings ist es ein wenig überraschend, dass in den 60er Jahren, von der elitär-traditionellen Positi-

on aus nicht die Aufnahmeprüfung als Mittel zur Auswahl ins Spiel gebracht wird, sondern vielmehr eine eher darwinistische Vorstellung von einem nur ganz indirekt gesteuerten Prozess der Selbstregulierung (‘nur die Besten kommen durch’). Von einer liberalen und fortschrittlicheren Position aus hingegen wurde z.B. eine „Berufsberatung auf wissenschaftlicher Grundlage mit Begabungstests vor dem Abitur“ angeregt, „um die vielen Fehlschläge beim Studium zu vermeiden“ (Leonhardt 1969, 155). Heute ist es wohl umgekehrt – es sind eher die Konservativen, die Aufnahmetests fordern.

2004

Im Jahr 1978 wird in einer Sozialgeschichte des Hochschulwesens ganz nüchtern die prekäre Stellung der Hochschule zwischen Einbindung in gesellschaftliche Entwicklung und Ausrichtung nach traditionellen Kriterien beschrieben:

„Geschichte verbürgt nicht immer Legitimation. [...] Alle an den Hochschulen vertretenen Fächer pochen auf die Traditionen ihrer Wissenschaft. Die Zuordnung der Fächer entstammt der geschichtlichen Situation, in der sie entstanden sind, und weniger wissenschaftlicher Immanenz. Die Formen des Lehrens und Lernens sind [...] noch an der Vergangenheit orientiert. [...] Diejenigen, die sich in den letzten Jahren an einer Reform der Hochschulen versucht haben, wissen von der Hartnäckigkeit zu berichten, mit der historische Reste allen Reformversuchen widerstehen. [...] Als gesellschaftliche Institutionen sind die Hochschulen von den in der Gesellschaft vorherrschenden Entwicklungstendenzen betroffen. Sie sind wenigstens teilweise in die Verwertungszusammenhänge des wirtschaftlichen Systems einbezogen, [...] sie haben sich in einigen Bereichen gegenüber gesellschaftlichen Mittel- und Unterschichten weiter öffnen müssen.“ (Prahl 1978, 11f.)

Auch annähernd 30 Jahre später ist dieser Konflikt nicht überwunden. Die aktuelle Situation ist – darin ganz ähnlich der Situation Ende der 60er Jahre – geprägt von einem Dilemma: Aus volkswirtschaftlicher Sicht und im internationalen Vergleich bringt Deutschland zu wenige Hochschulabsolventen hervor; dabei sind die Studienbedingungen in vielen Fächern an vielen Hochschulen wegen der zu großen Studierendenzahl und der damit einher gehenden mangelhaften Betreuung für Studierende wie für Lehrende im Grunde unzumutbar. Wie bereits in den 60er Jahren scheitern viel zu viele Studenten im Studium (die Abbrecherquoten in Fächern wie Germanistik, Soziologie oder Philosophie sind unterdessen weidlich bekannt), brauchen viele auch der erfolgreichen Studierenden

viel zu lange, um zu einem Abschluss zu gelangen, beklagen sich Studierende wie Hochschullehrer über überfüllte Seminare, beschwerten sich die Hochschullehrer über die oft mangelnde Eignung und die lückenhaften Vorkenntnisse der Studierenden, die Studierenden über unzureichende Betreuung. Dennoch ist gerade in den Geisteswissenschaften die Bereitschaft zur Reform relativ schwach, die Bereitschaft zur Kritik an den nun einsetzenden Reformen hingegen äußerst stark ausgeprägt. Es ist dabei durchaus nachzuvollziehen, dass, vor allem in den „Massenfächern“ mit Hunderten von Bewerbern pro Jahr, die Vorstellung, Aufnahme- bzw. Eignungstests sowie ausgiebige Beratungsgespräche durchzuführen, eher Angst und Schrecken bei den betroffenen Hochschullehrern auszulösen vermag als Begeisterung. Viele der Argumente gegen die Einführung der am angelsächsischen Modell orientierten Studienorganisation in den Bachelor- und Masterstudiengängen sind durchaus überzeugend. Verständlich ist durchaus auch, dass gerade Hochschullehrer, die am Ende ihrer Laufbahn stehen, den umfassenden Veränderungen generell eher skeptisch gegenüberstehen. Dennoch: Es wäre schön, wenn nicht alle Vorschläge zur Verbesserung des durchaus reformbedürftigen Hochschulwesens aus dem konservativen oder neoliberalen Spektrum kämen und wenn die Gegner der aktuellen Reformen neben berechtigter Kritik auch andere, bessere Vorschläge zur Reformierung des kränkelnden Hochschulwesens aufzubieten hätten.

Literatur

- BOOCKMANN, Hartmut 1999: Wissen und Widerstand. Geschichte der deutschen Universität. Berlin.
- ELLWEIN, Thomas 1985: Die deutsche Universität vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Königstein/Ts.
- FLASCHENDRÄGER, Werner 1981: Vernunft contra Autoritäten. Universitäten im „Jahrhundert der Aufklärung“. In: Magister und Scholaren. Professoren und Studenten. Geschichte deutscher Universitäten und Hochschulen im Überblick. Hrsg. von einem Autorenkollektiv unter der Leitung von Günter STEIGER und Werner FLASCHENDRÄGER. Leipzig / Jena / Berlin.
- GRIMM, Gunter 1981: Pedanten, Kalmäuser und Scharlatane. Die Gelehrten satire der Aufklärung. Zuerst erschienen in: Stuttgarter Zeitung, Samstag, 5. September 1981. Im Internet unter:
<<http://www.uni-duisburg.de/FB3/GERM/personen/grimm/Pedanten%20-%20Gelehrten satire%20der%20Aufklaerung.pdf>> 17.08.2004, 15.20 Uhr.

- HEIMENDAHL, Eckart 1966 (Hg.): Die Zukunft der Universität. Lehre und Forschung oder Lehre und Verwaltung? München. Darin: Beitrag von Rainer GRUENTER, 45–57.
- HÖDL, Günther 1994: Um den Zustand der Universität zum Besseren zu reformieren. Aus acht Jahrhunderten Universitätsgeschichte. Wien.
- KOŠENINA, Alexander 2003: Der gelehrte Narr. Gelehrten satire seit der Aufklärung. Göttingen.
- LEONHARDT, Fritz 1969: Studentenunruhen. Ursachen – Reformen. Ein Plädoyer für die Jugend. Stuttgart.
- LESSING, Gotthold Ephraim 1994: Der junge Gelehrte. Ein Lustspiel in drei Aufzügen; verfertigt im Jahre 1747. Stuttgart.
- PICHT, Georg 1964: Die deutsche Bildungskatastrophe. Analyse und Dokumentation. Olten / Freiburg i.Br.
- PRAHL, Hans-Werner 1978: Sozialgeschichte des Hochschulwesens. München.
- RAUTENBERG, Albrecht Friedrich Gustav 1977/1775: Von der Menge der Studierenden in Deutschland. In: GRIMM, Gunter (Hg.): Satiren der Aufklärung. Stuttgart 1977, 179–195. Zuerst in: RAUTENBERG, Albrecht Friedrich Gustav 1775: Moralische und satyrische Schriften. Zweite Auflage, Leipzig / Zelle.
- SCHUMACHER, Georg Friedrich 1983: Genrebilder aus dem Leben eines siebenzigjährigen Schulmannes – ernsten und humoristischen Inhaltes. Nachdruck der Ausgabe Schleswig 1841. Mit einem Nachwort von F. KOPITZSCH. Flensburg. Zitiert nach ELLWEIN 1985.